

Kevin Brooks  
Bunker Diary



*Kevin Brooks*, geboren 1959, wuchs in einem kleinen Ort namens Pinhoe in der Nähe von Exeter/Südengland auf. Er studierte in Birmingham und London. Sein Geld verdiente er lange Zeit mit Gelegenheitsjobs.

Seit dem überwältigenden Erfolg seines Debütromans ›Martyn Pig‹ ist er freier Schriftsteller.

Für seine Arbeiten wurde er mit renommierten Preisen ausgezeichnet, u. a. mehrfach mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis, sowie der Carnegie Medal für ›Bunker Diary‹. Seit 2011 schreibt er auch Kriminalromane für Erwachsene.

*Uwe-Michael Gutzschhahn*, geboren 1952, hat alle auf Deutsch erschienenen Bücher von Kevin Brooks übersetzt. Er studierte deutsche und englische Literatur in Bochum und lebt als Übersetzer und Autor, Herausgeber und freier Lektor in München.

Kevin Brooks

# Bunker Diary

Roman

Aus dem Englischen von  
Uwe-Michael Gutzschhahn

**dtv**

The logo for dtv (Deutscher Taschenbuch-Verlag) features the lowercase letters 'dtv' in a bold, sans-serif font. A thin, dark horizontal line is positioned below the letters, starting under the 'd' and ending under the 'v', with a slight upward curve at the ends.

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**

Von Kevin Brooks sind bei [dtv junior](http://www.dtv.de) außerdem lieferbar:

**Martyn Pig**  
**Lucas**  
**Candy**  
**Kissing the Rain**  
**The Road of the Dead**  
**Being**  
**Black Rabbit Summer**  
**Killing God**  
**iBoy**  
**Live fast, play dirty, get naked**  
**Travis Delaney – Was geschah um 16:08?**  
**Johnny Delgado – Im freien Fall**  
**Johnny Delgado – Der Mörder meines Vaters**  
**I see you, Baby**



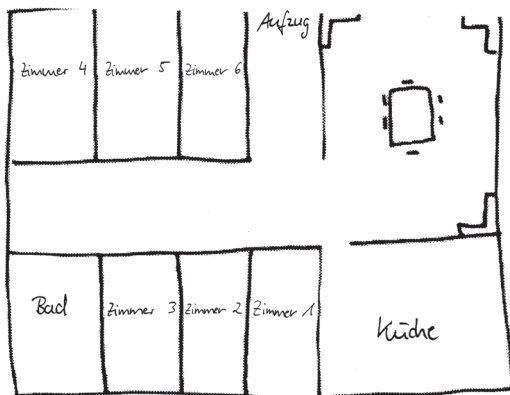
Ungekürzte Ausgabe  
2016 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© der deutschsprachigen Ausgabe:  
2014 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
© 2013 Kevin Brooks  
Titel der englischen Originalausgabe: ›The Bunker Diary‹,  
2013 erschienen bei Penguin Books Ltd., London, England  
Umschlaggestaltung: Sophia Götschl  
Gesetzt aus der Optima  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-71673-4

Montag, 30. Januar

10.00 Uhr.

Das ist alles, was ich weiß. Ich befinde mich in einem rechteckigen Bau mit niedriger Decke. Er besteht aus weiß getünchtem Beton, ist circa zwölf Meter breit und achtzehn Meter lang. In der Mitte gibt es einen Flur, von dem ungefähr auf halbem Weg ein etwas kürzerer Flur zu einem Aufzugschacht abgeht. An dem Hauptflur liegen sechs kleine Zimmer, drei auf jeder Seite. Alle gleich groß, dreieinhalb mal fünf Meter, jedes mit einem Stahlrohrbett, einem ungepolsterten Stuhl und einem Nachttisch. Am einen Ende des Flurs ist ein Badezimmer, am andern eine Küche. Gegenüber der Küche befindet sich ein offener Bereich, mit einem rechteckigen Holztisch und sechs Holzstühlen in der Mitte. An jeder Ecke hat der Bereich eine L-förmige Sitzbank. Es gibt keine Fenster. Auch keine Türen. Der Aufzug ist der einzige Weg rein oder raus.

Das Ganze sieht etwa so aus:



Im Bad gibt es eine Stahlwanne, ein Waschbecken aus Stahl und eine Toilette. Keinen Spiegel, keine Schränke, keine Ablagen oder sonst was. In der Küche befinden sich eine Spüle, ein Tisch, ein paar Stühle, ein Elektroherd, ein kleiner Kühlschrank und ein Wandschrank. Im Schrank stehen eine Plastikschiessel zum Abwaschen, sechs Plastikteller, sechs Plastikgläser, sechs Plastikbecher, sechs Plastikbesteck-Sets.

Wieso sechs?

Keine Ahnung.

Ich bin der Einzige hier.

Es fühlt sich hier drinnen an wie unter der Erde. Die Luft ist schwer und feucht. Sie ist nicht wirklich feucht, fühlt sich aber so an. Und es riecht alt hier und doch neu. Es wirkt, als gäbe es den Bau schon lange, aber anscheinend wurde er nie benutzt.

Es gibt nirgendwo Lichtschalter.

An der Flurwand hängt eine Uhr.

Das Licht geht morgens um acht Uhr an und um Mitternacht aus.

Tief in den Wänden hört man einen leisen Brummtton.

12.15 Uhr.

Nichts passiert.

Die Zeit vergeht zäh.

Ich dachte, er wäre blind. So hat er mich erwischt. Ich kann immer noch nicht glauben, dass ich auf den Trick reingefallen bin. Ich gehe es in Gedanken wieder und wieder durch und hoffe, dass irgendwas anders läuft, doch es kommt immer das Gleiche heraus.

Es ist am Sonntag passiert, frühmorgens. Gestern Morgen. Ich tat nichts Besonderes, hing bloß in der Halle der Liverpool Street Station rum, versuchte, halbwegs warm zu bleiben, und schaute nach irgendwelchen Überresten von Samstagabend. Ich hielt die Hände in den Taschen, hatte die Gitarre auf dem Rücken und die Augen zu Boden gerichtet.

Sonntagmorgen ist eine gute Zeit, um etwas zu finden. Am Samstagabend betrinken sich die Leute. Danach rennen sie zum letzten Zug, der nach Hause fährt. Lassen Sachen fallen: Bargeld, Kreditkarten, Mützen, Handschuhe, Zigaretten. Die meisten guten Sachen erwischen die Reinigungsleute, aber manchmal übersehen sie was. Einmal habe ich eine gefälschte Rolex gefunden. Hab einen Zehner dafür kassiert. Deshalb lohnt es sich immer zu schauen. Doch gestern Morgen habe ich nur einen kaputten Regenschirm und eine halb leere Schachtel Marlboro gefunden. Den Schirm habe ich weggeworfen, aber die Zigaretten behalten. Ich rauche zwar nicht, aber Zigaretten kann man immer gebrauchen.

Da war ich also, hing bloß so rum und beschäftigte mich mit meinen eigenen Gedanken, als plötzlich zwei Bahnhofswachleute aus einer Seitentür traten und auf mich zukamen. Einer von ihnen gehörte zum Stammpersonal, ein junger Schwarzer, der Buddy heißt und normalerweise ganz okay ist, aber den anderen kannte ich nicht. Mir gefiel nicht, wie er aussah. Er war ein schwerer Typ mit Schirmmütze und Stahlkappen vorn an den Schuhen. Und er wirkte, als ob er Streit suchte. Vielleicht stimmte das gar nicht, vielleicht hätten sie gar nichts von mir gewollt, aber es ist immer besser, auf Nummer sicher zu ge-

hen. Also senkte ich den Kopf, zog die Kapuze über und verschwand Richtung Taxistand.

Und da sah ich ihn. Den Blinden. Regenmantel, Hut, dunkle Brille, weißer Stock. Er stand am Heck von einem dunklen Lieferwagen. Einem Transit, glaube ich. Die Hecktüren waren offen, davor stand ein schwer aussehender Koffer. Der Blinde quälte sich, den Koffer hinten in den Lieferwagen zu kriegen. Es gelang ihm nicht. Irgendwas stimmte mit seinem Arm nicht, er steckte in einer Schlinge.

Es war immer noch ziemlich früh und der Bahnhof verlassen. Ich hörte, wie die beiden Wachleute mit ihrem Schlüsselbund klimperten und über irgendwas lachten. Am *Klack-klack* von den Schritten des Stämmigen erkannte ich, dass sie sich entfernten, Richtung Rolltreppe, die zu McDonald's hochführt. Ich wartete ein bisschen, nur um sicher zu sein, dass sie nicht zurückkamen, dann schaute ich wieder zu dem Blinden. Bis auf den Ford Transit war der Taxistand leer. Keine schwarzen Cabs, kein Mensch, der wartete. Es gab nur mich und den Blinden. Einen Blinden, dessen einer Arm in einer Schlinge lag.

Ich überlegte.

Wenn du willst, kannst du einfach verschwinden, sagte ich mir. Du musst ihm nicht helfen. Du kannst dich einfach still und leise verdrücken. Er ist blind, er würde es bestimmt nicht mal merken.

Aber ich verschwand nicht.

Ich bin ja ein netter Junge.

Ich hustete, um ihm zu signalisieren, dass ich da war, dann ging ich hin und fragte, ob ich ihm helfen könne. Er sah mich nicht an. Er hielt den Kopf gesenkt. Und ich fand



das ein bisschen merkwürdig. Aber dann sagte ich mir, vielleicht machen das Blinde so. Ich meine, wozu jemanden angucken, wenn du den andern doch nicht sehen kannst?

»Ist wegen dem Arm«, murmelte er und deutete auf die Schlinge. »Ich kann den Koffer nicht richtig greifen.«

Ich beugte mich hinab und hob den Koffer an. Er war nicht so schwer, wie er aussah.

»Wo wollen Sie ihn hinhaben?«, fragte ich.

»Hinten rein«, sagte er. »Danke.«

Es gab niemanden sonst in dem Lieferwagen und auch niemanden auf dem Fahrersitz. Was ein bisschen überraschend war. Auch die Ladefläche des Ford Transit war so gut wie leer, bis auf ein Seil, ein paar Plastiktüten und eine verstaubte alte Decke.

Der Blinde sagte: »Macht es dir etwas aus, mir den Koffer ganz nach vorn hinter die Sitze zu stellen? Dann kriege ich ihn später leichter wieder heraus.«

Mir wurde jetzt ein bisschen mulmig. Irgendwas war nicht in Ordnung. Was machte der Typ hier? Wo wollte er hin? Wo kam er her? Wieso war er völlig allein? Verdammte Scheiße, wie konnte er Auto fahren? Ein Blinder mit gebrochenem Arm?

»Wenn es dir nichts ausmacht«, sagte er.

Vielleicht ist er ja nicht vollständig blind, überlegte ich. Vielleicht sieht er ja noch genug zum Fahren. Oder vielleicht ist er einer von denen, die nur so tun, als ob sie behindert sind, damit sie eine Sonderplakette zum Parken bekommen.

»Bitte«, sagte er. »Ich habe es eilig.«

Ich zuckte die Zweifel fort und stieg in den Lieferwa-

gen. Was ging es mich an, ob er blind war oder nicht? Trag ihm einfach den Koffer in den Wagen und dann ist gut. Such dir ein warmes Plätzchen. Gedulde dich, bis der Tag in die Gänge kommt. Schau, wen du triffst – Lugless, Pretty Bob, Windsor-Jack. Warte ab, was passiert.

Ich bewegte mich gerade auf die Sitze zu, als ich spürte, wie plötzlich die Federn des Lieferwagens nachgaben, und ich wusste, dass der Blinde hinter mir eingestiegen war.

»Ich zeig dir, wohin«, sagte er.

In dem Moment wusste ich, dass ich gelinkt worden war, doch es war schon zu spät, und als ich mich umdrehte, um ihn anzusehen, packte er meinen Kopf und drückte mir ein feuchtes Tuch aufs Gesicht. Ich begann zu würgen. Ich sog Chemikalien ein – Chloroform, Äther, keine Ahnung, was. Ich konnte nicht atmen. Es war keine Luft da. Meine Lunge brannte. Ich dachte, ich müsste sterben. Ich wehrte mich, stieß mit Ellenbogen und Beinen um mich, trat, stampfte, warf den Kopf herum wie ein Idiot, doch es half nichts. Er war stark, viel stärker, als er aussah. Seine Hände packten meinen Schädel wie in einen Schraubstock. Nach ein paar Sekunden wurde mir schwindelig, und dann ...

Nichts mehr.

Ich muss ohnmächtig geworden sein.

Das Nächste, was ich mitbekam, war, dass ich in einem Rollstuhl in einer großen Stahlkiste saß. Mein Kopf fühlte sich ganz zermatscht an und ich war auch nur halb wach. Für einen kurzen Moment dachte ich wirklich, ich wäre tot. Vor mir sah ich nur einen nach hinten laufenden Tun-

nel aus kaltweißem Licht. Ich hielt ihn für den Tunnel des Todes. Ich dachte, ich läge in einem Stahlsarg begraben.

Als mir schließlich dämmerte, dass ich *nicht* tot war, dass es kein Sarg war, dass die große Stahlkiste in Wahrheit einfach ein Aufzug war, dass die Lifttür offen stand und der Tunnel nichts anderes war als ein nackter weißer Flur, fühlte ich mich so erleichtert, dass ich einen Moment lang fast lachen musste.

Das Gefühl hielt nicht lange an.

Was passiert ist, nachdem ich aus dem Rollstuhl aufgestanden und in den Flur getaumelt war, weiß ich nicht genau. Vielleicht habe ich wieder das Bewusstsein verloren, keine Ahnung. Ich erinnere mich nur noch, wie sich die Aufzugtür schloss und der Lift nach oben fuhr.

Ich glaube nicht, dass er sehr weit fuhr.

Ich hörte, wie er anhielt – *g-dong, g-donk*.

Inzwischen war es neun Uhr abends. Mir war immer noch schlecht und ich fühlte mich benommen. Immer wieder würgte ich einen grässlichen Geschmack von Chemikalien hoch. Ich hatte Todesangst. Ich stand unter Schock. War zitterig und vollkommen verwirrt. Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

Ich ging in eines der Zimmer und setzte mich auf das Bett.

Drei Stunden später, genau um zwölf, ging das Licht aus.

Ich saß eine Weile in dem versteinerten Dunkel und horchte, ob der Aufzug wieder nach unten kam. Ich weiß nicht, was ich erwartete, vielleicht ein Wunder oder auch

einen Albtraum. Aber da war nichts, gar nichts. Kein Aufzug, keine Schritte. Keine rettenden Reiter, keine Monster.

Nichts.

Der Ort war so tot wie ein Friedhof.

Ich überlegte, ob der Blinde vielleicht darauf wartete, dass ich einschlief, doch das ging nicht. Ich war hellwach. Und meine Augen standen weit offen.

Aber anscheinend war ich doch müder gewesen, als ich dachte. Entweder das oder es waren die Nachwirkungen von dem Zeug, mit dem er mich betäubt hatte. Wahrscheinlich eine Mischung aus beidem.

Ich weiß nicht, wie spät es war, als ich endlich einschlief.

Als ich heute Morgen aufgewacht bin, war es immer noch dunkel. Ich hatte nicht dieses Gefühl von »Wo bin ich?«, das man angeblich kriegt, wenn man an einem fremden Ort aufwacht. Sobald ich die Augen aufschlug, wusste ich, wo ich war. Ich wusste natürlich immer noch nicht, wo ich *wirklich* war, aber ich wusste, es war dasselbe unbekanntes Dunkel, in dem ich eingeschlafen war. Ich erkannte das Unterirdische der Luft wieder.

Der Raum war schwärzer als alles. Lichtlos. Sichtlos. Ich tastete mich zur Tür und trat hinaus auf den Flur, aber dort war es nicht anders. Stockfinster. Ich wusste nicht, ob ich die Augen auf oder zu hatte. Sah nichts. Wusste nicht, wie spät es war. Konnte nicht mal vermuten, wie spät es war. Es gibt hier nichts, woran du dich halten kannst. Keine Fenster, keinen Ausblick, keinen Himmel, keine Geräusche. Nur undurchdringliches Dunkel und dieses nervige tiefe Brummen in den Wänden.

Ich fühlte mich wie ein Nichts. Das im Nichts existiert.  
Schwärze überall um mich rum.

Ich berührte immer wieder die Wände und tappte mit dem Fuß auf den Boden, um mich zu überzeugen, dass es mich wirklich gab.

Ich musste aufs Klo.

Ich hatte den Flur etwa halb geschafft, tastete mich an der Wand entlang, als plötzlich das Licht anging. *Plong!* Ein stummer Blitz und der ganze Ort wurde von einer Flut aus sterilem Weiß erhellt. Es erschreckte mich zu Tode. Mehr als fünf Minuten lang konnte ich mich nicht rühren. Ich stand nur da, mit dem Rücken zur Wand, und versuchte, mir nicht in die Hose zu machen.

Die Uhr an der Wand tickte.

*Ticktack, ticktack.*

Und es zog meinen Blick zu ihr hin. Es war mir auf einmal total wichtig zu wissen, wie spät es war, die Bewegung der Zeiger zu sehen. Irgendwie schien mir das bedeutsam. Ein Zeichen von Leben, nehme ich an. Etwas Verlässliches.

Es war fünf nach acht.

Ich ging aufs Klo.

Um neun kam der Aufzug wieder runter.

Ich stöberte gerade in der Küche herum, auf der Suche nach etwas, das sich als Waffe eignete – etwas Scharfes oder Schweres, etwas Scharfes *und* Schweres. Kein Glück. Alles hier ist entweder festgeschraubt, an die Wand geschweißt oder aus Plastik. Ich schaute gerade in den Herd und überlegte, ob ich wohl irgendein Metallteil dort rausreißen könnte, als ich auf einmal hörte, wie der Aufzug

startete – *g-dong, g-donk*. Ein schweres, surrendes Geräusch, ein hartes *Klonk*, ein scharfes *Klick* ...

Und dann das Geräusch des herunterkommenden Fahrstuhls – *nnnnnnnnnn* ...

Ich packte die Plastikgabel fester und trat hinaus in den Flur. Die Lifttür war geschlossen, aber ich hörte, wie der Aufzug näher kam – *nnnnnnnnnnnn* ...

Meine Muskeln spannten sich. Meine Finger umklammerten die Gabel. Es fühlte sich lächerlich an, sinnlos. Der Aufzug hielt an. *G-donk*. Ich brach das Ende der Gabel ab, rieb mit dem Daumen über das raue, scharfe Endstück und wartete, dass die Lifttür aufging – *mmm-kschhh-tkk*.

Nichts.

Der Aufzug war leer.

Als ich klein war, habe ich immer wieder von einem Aufzug geträumt. Der Traum spielte in einem großen Hochhaus mitten in der Stadt, direkt an einem Kreisverkehr. Ich wusste nicht, was das für ein Gebäude war. Ein Wohnblock, ein Bürohaus, irgendwas in der Art. Und ich wusste auch nicht, in welcher Stadt es stand. Es war nicht meine Stadt, so viel wusste ich. Sie war riesig, irgendwie grau, mit vielen hohen Gebäuden und breiten grauen Straßen. So ein bisschen ähnlich wie London. Eine Traumstadt.

In meinem Traum ging ich in das Hochhaus hinein und wartete auf den Aufzug, beobachtete die Leuchtanzeige, und als der Aufzug herunterkam, trat ich ein, die Tür ging zu, und plötzlich merkte ich, dass ich gar nicht wusste, wohin ich eigentlich unterwegs war. Ich wusste nicht, in welche Etage ich wollte. Welchen Knopf ich drücken soll-

te. Ich wusste überhaupt nichts. Der Aufzug ruckte, fuhr los und dann setzte die Traumpanik ein. Wohin fahre ich? Was tun? Soll ich einen Knopf drücken? Soll ich um Hilfe schreien?

An mehr erinnere ich mich nicht mehr.

Heute Morgen, als der Aufzug herunterkam und die Tür aufging, hielt ich eine Weile Distanz, stand ein Stück entfernt und starrte hinüber. Ich weiß nicht, was ich erwartete. Wahrscheinlich wollte ich nur sehen, ob irgendetwas geschah. Aber nichts passierte. Schließlich, nach ungefähr zehn Minuten, trat ich vorsichtig näher und schaute hinein. Ich ging nicht wirklich hinein, sondern stand nur an der offenen Tür und schaute mich um. Viel zu sehen gibt es im Aufzug nicht. Keine Bedienelemente. Keine Knöpfe, keine Leuchten. Keine Luke in der Decke. Nichts außer einem Prospekthalter aus Plexiglas, der an die hintere Wand geschraubt ist. Durchsichtiges Plexiglas. DIN-A4-Größe. Leer.

Draußen an der Flurwand neben dem Aufzug hängt ein passendes Gegenstück, gefüllt mit leeren Blättern. Seitlich davon ist ein Kugelschreiber an der Wand befestigt. ???

Es ist jetzt kurz vor Mitternacht. Ich bin inzwischen fast vierzig Stunden hier. Stimmt das? Ich glaube schon. Jedenfalls bin ich sehr lange hier und nichts ist passiert. Ich bin immer noch hier. Immer noch am Leben. Starre noch immer die Wände an. Schreibe diese Worte. Denke nach.

Tausend Fragen sind mir durch den Kopf gegangen.

Wo bin ich?

Wo ist der Blinde?

Wer ist er?

Was will er?

Was hat er mit mir vor?

Was soll ich machen?

Ich weiß es nicht.

Okay, aber was *weiß* ich?

Ich weiß, dass man mir nicht wehgetan hat. Ich bin unverletzt. Beine, Arme, Füße, Hände. Alles funktioniert.

Ich weiß, dass ich Hunger habe.

Und Angst.

Und dass ich verwirrt bin.

Und wütend.

Meine Taschen wurden geleert. Ich hatte einen Zehn-Pfund-Schein in einer Socke versteckt, jetzt ist er weg. Der Blinde muss mich gefilzt haben.

Scheißkerl.

Wahrscheinlich weiß er, wer ich bin. Keine Ahnung, woher, aber es muss so sein. Es ist das Einzige, was Sinn macht. Er weiß, ich bin der Sohn von Charlie Weems, er weiß, dass mein Dad stinkreich ist, er hat mich gekascht, weil er Geld will. Mich entführt. Das ist es. Eine Entführung. Wahrscheinlich hat er sich schon bei Dad gemeldet. Hat die Nummer von irgendwoher und ihn angerufen, ein Lösegeld gefordert. Eine halbe Million in gebrauchten Scheinen in einem schwarzen Lederkoffer, abzustellen an einer Autobahntankstelle. Keine Polizei, oder er wird mir die Ohren abschneiden.

Ja, das ist es. Das *muss* es sein.

Eine schlichte Entführung.

Dad rast wahrscheinlich gerade über die Autobahn, total zgedröhnt mit Kognak und Dope, müde und mür-



risch, angepöbeln, dass ich ihn wieder mal eine Menge kostete. Ich sehe sein verkniffenes Gesicht förmlich vor mir, wie er im Schein der Autobahnlichter mit blutunterlaufenen Augen durch die Windschutzscheibe blinzelt und blöde vor sich hin murmelt. Ja, ich sehe ihn. Wahrscheinlich fragt er sich, ob er nicht hätte feilschen sollen, hundertfünfzig für mich bieten, sich bei dreihundert einigen.

Das Erste, was er sagen wird, wenn er mich zurückhat, ist garantiert: »Wo hast du die letzten fünf Monate gesteckt? Ich hab mir wahnsinnige Sorgen gemacht.«

Das Licht ist ausgegangen.

Dienstag, 31. Januar

8.15 Uhr.

Tag drei.

Ich habe seit Samstag nichts mehr gegessen.

Ich sterbe vor Hunger.

Warum gibt er mir nichts zu essen? Was ist mit ihm? Wieso zeigt er sich nicht? Wieso droht er mir nicht, wieso zieht er nicht härtere Saiten auf, wieso sagt er mir nicht, ich soll tun, was er sagt, und die Klappe halten, dann passiert mir nichts ... wieso macht er überhaupt nichts? Absolut gar nichts.

Wieso bin ich noch hier?

Wo ist Dad?

Ich glaube langsam, Dad hat sich geweigert, das Lösegeld zu zahlen. Das würde ihm ähnlichsehen. Ich kann mir genau vorstellen, wie er glaubt, das Ganze ist bloß ein Witz oder eine Falle. Dass ich mich selbst entführt habe. Ja, das wird es sein. Verwirrtes Kind mit Pseudo-Pro-mi-Vater sucht um jeden Preis Aufmerksamkeit und inszeniert seine eigene Entführung, um seinem Dad eins auszuwischen.

Scheiße.

Ich hab solchen Hunger.

Im Nachttisch liegt eine Bibel. Gestern Abend hab ich mich so sehr gelangweilt, dass ich angefangen habe, drin rumzublättern. Irgendwann merkte ich, dass ich mich so sehr nun doch nicht langweilte, und legte sie wieder in die Schublade zurück.

Es gibt in jedem Zimmer eine Bibel. Ich habe nachgeschaut. Bibel in der oberen Schublade, leeres Notizbuch und Stift in der mittleren. *Dieses* Notizbuch hier, *dieser* Stift.

Die Schubladen haben Schlösser und auf jedem Nachttisch liegt auch ein kleiner Schlüssel. Sechs Schlüssel, sechs Notizbücher, sechs Stifte, sechs Zimmer, sechs Teller ...

Sechs?

Nein, *wieso*, das habe ich noch nicht rausgefunden.

Die Notizbücher sind von guter Qualität – schwarzer Ledereinband, glatte weiße Seiten. Leere Seiten. Viele leere Seiten. Ich weiß nicht, warum, aber das beunruhigt mich.

Der Stift ist ein Uni-Ball Eye micro, schwarz. Wasserfest/lichtecht. Von Mitsubishi Pencil Co. Ltd.

Nur falls es dich interessiert.

Es ist jetzt Viertel nach neun.

Seit einer Dreiviertelstunde ist wieder das Licht an.

Gestern Abend habe ich mich eine Zeit lang damit beschäftigt, die abgebrochene Plastikgabel zu schärfen. Ich hatte nur meine Fingernägel und meine Zähne als Werkzeug, aber ich glaube, ich habe es ganz gut hingekriegt. Sieht zwar nicht nach viel aus und umbringen kann ich damit sicher keinen, doch das Teil ist scharf genug, um Schäden zu verursachen.

Wenn ich recht habe, kommt in fünf Minuten der Aufzug von oben.

Er ist gekommen. Aber diesmal war er nicht leer.

Im Aufzug war ein kleines Mädchen.

Als ich es sah, blieb mir erst mal das Herz stehen und mein Hirn war wie taub. Ich konnte mich nicht rühren, nicht denken, nicht sprechen, überhaupt nichts. Es war mehr, als ich fassen konnte. Sie saß in dem Rollstuhl, demselben Rollstuhl, in dem auch ich gesessen hatte, ein bisschen zur Seite gekippt, die Augen geschlossen, den Mund halb offen. Ihre Haare waren total durcheinander und verknotet, ihre Kleider zerknittert und verdreckt. Auf ihren Wangen waren die Spuren von Tränen zu sehen.

Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Wusste nicht, was ich fühlen sollte. Wusste überhaupt nichts. Ich stand nur einfach da, mit der geschärften Plastikgabel in der Hand, und starrte wie ein Idiot auf das arme kleine Mädchen.

Doch dann lief mein Herz heiß und ein Sturm der Gefühle schoss in mir hoch. Wut, Mitleid, Angst, Panik, Hass, Verwirrung, Verzweiflung, Trauer, Wahnsinn. Und ich wollte schreien und brüllen und die Wände einreißen. Ich wollte auf irgendwas einschlagen, auf irgendwen einschlagen. Auf *ihn*. Wie konnte er das *tun*? Wie konnte *irgendjemand* das tun? Verdammt, sie ist doch nur ein kleines Mädchen. Einfach bloß ein *kleines Mädchen*.

Ich schloss die Augen, holte tief Luft und ließ sie langsam wieder ausströmen.

Denk nach, sagte ich mir.

Denk nach.

Ich öffnete die Augen und betrachtete das Mädchen, suchte nach einem Lebenszeichen. Ihre Augen waren immer noch geschlossen, die Lippen bewegten sich nicht.